

Felix Salten an Arthur Schnitzler, 20. 4. 1907

Wien-Heiligenstadt, 20. April 1907

Lieber,

beigeschlossen sende ich Ihnen den Fall Heimann, zu dem sich eine weitere Bemerkung ja erübrigt. Mit Lautenburg werde ich wegen des Herrn Rothenstern sprechen. Hoffentlich sehen wir uns bald.

Herzlichst Ihr

[hs.:]

Salten

Feuilleton.

Der Fall Hauptmann.

Im Leffing-Theater ist das neue Stück von Gerhart Hauptmann durchgefallen. Aber nicht so einfach durchgefallen, wie sonst wohl andere Stücke, die eben keine Gnade und keinen Applaus finden. Sie haben es ausgelacht, verhöhnt, bebrüllt und bejohlt; haben das Gewebe der Handlung, während es noch vor ihnen abrollte, mit ihren Wutausbrüchen in Fetzen gerissen, haben mit ihrem Spott bei offener Bühne die Worte, die sich hervorwagten, abgefangen, sie verdreht und ihnen das Antlitz entstellt oder sie mit ihrem Schimpf kurzweg niedergeschlagen. Man fragt sich, wie das geschehen konnte. Die tausendköpfige Bestie hat den Dichter, als er («Vor Sonnenaufgang»), ein neuer Mann, vor sie hintrat, giftig angefaucht. Vor vielen Jahren. Seither hielt er sie gebändigt und gezähmt, an manchem Abend. Und sie fraß aus feiner Hand. Nun konnte sie diesmal seinem Zwang entspringen, seine Fesseln so völlig abwerfen und ihm die Zähne fletschen wie einft? Ist ihm da unverfehens ein Malheur passiert? Oder... Philifter über dir, Gerhart Hauptmann!... ist die Kraft von ihm gewichen?

Jetzt liegt auch die Buchausgabe der »Jungfern vom Bischofsberg« vor. Und lieft man dies neue Werk von Gerhart Hauptmann, ruhig, unbeirrt, überlegsam und mit allem guten Willen, dann zeigt es sich, daß dem Berliner Premierenvolk kein Meisterwerk zum Opfer fiel. Kultiviertere, an alten, erlauchten Traditionen erzogene Theaterbesucher hätten wahrscheinlich gefühlt, daß sie dem Dichter der »Weber«, des »Hannele« und noch zwölf anderer großer Kunstwerke Respekt schulden, und hätten nicht zum Hauschlüssel gegriffen. Aber alle hätten dieses Stück fallen lassen. Nach genauer, wohlwollender, pietätvoller Prüfung dieses Luftspiels muß man ein Urteil bestätigen, das gewiß allzu schreiend, allzu unhöflich im Ton, allzu hitzig und turbulent abgegeben wurde. Das aber gerecht ist. Leider Gottes. Leer und banal in seiner Handlung ist dieses Stück. Gequält und mühsam in seinen Gestalten. Armfelig und atemlos in seinem Dialog. Albern, leider Gottes, albern, wo es spaßhaft sein will. Und ohnmächtig, wo es nach Humor ringt. Irgendein ganz matter, ganz leiser Schimmer von persönlich nahe erlebten Dingen, von persönlich nahe geschauten Menschen haftet manchmal an diesen Figuren. Wer dem Kreis, aus dem

dies Stück geholt wurde, angehört, wer tiefer hineingefchaut hat, dem mag diefer Schimmer heller, vertrauter, aufklärender glänzen. Der mag vielleicht auch erraten, was hier die dichterifche Abficht gewesen. Herausgekommen, fichtbar und deutlich geworden ift fie nicht. Leider Gottes.

*

45 Und fo erkennt man: die »Jungfern vom Bifchofsberg«, das ift keineswegs nur ein mißlungenes Werk: das ift eine Krifis. (Hoffentlich keine Katastrophe.) Mißlingen kann jedem Künftler einmal ein Werk. Was liegt daran? Der Größte verfehlt manchmal den Kern eines Stoffes, erwifcht ihn nicht, verrennt
50 fih und fcheitert mit irgendeinem befonderen Wollen. Aber er darf nicht unter feinem Niveau fcheitern. Gerhart Hauptmann ift hier auf einmal weit hinter fih felbft zurück, tief unter feinem Rang. Wir fahen ihn noch nie in folcher Niederung. Beifpielmäßig: es gibt einige sehr fwächliche Stücke von Georg Hirschfeld, die fih ausnehmen wie ein fwacher Abklatsch von Gerhart Hauptmann. Diefes Luftspiel von Hauptmann aber nimmt fih aus wie
55 ein fwacher Abklatsch von Georg Hirschfeld. Das eben ift fo verwirrend. Er erfcheint hier als der Epigone feiner eigenen Epigonen. Man hat den Eindruck: jemand, der vom Seffel gefallen ift.

*

60 Man hat den Eindruck: ein Abfturz. Die treueften kritifchen Anhänger verlaffen Hauptmann jetzt wie die vielberufenen Ratten das finkende Schiff. Seine begeiferten Schild- und Schwerträger. Und feine alten Gegner lächeln triumphierend. Jeder von ihnen fühlt fih als ein Prophet: »Ich hab' es ja immer gefagt.« (Was natürlich ekelhaft ift.) Jetzt ftellen fih die Anklagen
65 ein, die Vorwürfe und Ratfchläge. Auch möchte man Erklärungen finden für diefen merkwürdigen Fall. Ein müder Mann, heißt es, der ausruhen follte. Sein Geift foll brachliegen eine Weile, wie ein Acker, der allzuoft nacheinander hat Ernten tragen müffen. Natürlich, rufen andere, es war zu viel; jedes Jahr ein Stück. Das geht über feine Kraft. Dann wird der Direktor Brahm hineinverwickelt. Hat denn der nicht gefehen, wie fwlecht das neue Werk
70 ift? Wär's nicht feine Pflicht gewesen, den Freund zu warnen, ihm, wenn's nicht anders ging, die Bühne zu verfchließen? Zuletzt gegen Hauptmann die Befchuldigung menfchlicher und künftlerifcher Leichtfertigkeit.

*

75 Ich möchte, in Parenthese, ein Wort für Brahm einlegen. Denn ich glaube, daß ihm doch ein wenig Unrecht gefchieht. Auch dann Unrecht, wenn er, wie fih's von feinem Urteil erwarten läßt, die »Jungern vom Bifchofsberg« von Anfang an für fwlecht gehalten hat. Durfte er denn wirklich einem Stück von Gerhart Hauptmann fein Theater verweigern? Das fwlagende Argument des
80 Premierenfandals, mit dem jetzt alle fo bequem und fo unwiderfprechlich hantieren, ftand ihm doch nicht im Angeficht des Manuskripts zu Gebote. Vielleicht verwarf Hauptmann die Prophezeiung, hätte vielleicht Ratgeber gefunden, die ein günftigeres Horofkop ftellten. War denn die Gefahr ausgefchloffen, daß Hauptmann, den freundlicheren Weisfagern trauend und

85 dem Schwarzfeher, Brahm zürnend, zu Reinhardt ging? Wenn dann das Stück
auch bei Reinhardt fiel, blieb noch immer das ärgerliche Räfonnement: Ja,
wenn Brahm gewollt hätte ... im Lessing-Theater, mit Baffermann, wäre nichts
Schlimmes paffiert. Ich glaube, Brahm war gar nicht in der Lage, hier etwas
90 zu verhindern, hätte seinem Haufe nur diesen für ihn wichtigsten Dichter ver-
loren, was nicht zu riskieren war. Ganz abgesehen davon, daß Hauptmann,
gestützt auf seine Erfolge, den Anspruch hat, mit jedem Stück einfach ange-
nommen und gespielt zu werden. Und daß er schließlich nicht unter Brahms
Kuratel fteht.

*

95 Er ist ganz allein verantwortlich; hat es auch neulich selbst gesagt, daß er
»jederzeit bereit sei, vor sein Werk zu treten«. Leichtfertigkeit wird man ihm
nicht vorwerfen dürfen. Wer einmal sein Gesicht gesehen hat, denkt nicht an
dergleichen. Die Bilder, die von ihm verbreitet sind, geben von diesem Gesicht
nur wenig. Geben nur einen falschen Begriff davon. Keines gibt den edlen
100 Glanz, der auf diesem Antlitz ruht, keines diese leuchtende Unberührtheit
seiner Mienen. Kein Bild gibt diesen Ausdruck von knabenhafter, unendli-
cher Güte, der um seine feinen Lippen schwebt. Kein Bild gibt auch die tiefe
Heiterkeit seiner strahlenden blauen Augen. Ich habe ihn nur hin und wie-
der einmal, ganz flüchtig, gesehen, aber ich muß sagen: ich glaube an Gerhart
105 Hauptmann, um seiner schönen Augen willen.

*

Lieber Gott, überhaupt das Persönliche. Es ist, namentlich in einem Fall wie
diesem, das einzig Verlässliche. Irgendein Heuchler, der sich heimlich einmal
den Kopf beutterte, hat das Tartüffe-Wort erfunden: Die wahre Kunstkritik
110 soll nie persönlich werden. Wie jede Lüge, die sich praktisch erweist und vie-
len Leuten Vorteil bringt, hat man auch diese zum Grundsatz erhoben, hat sich
beeilt, dieses herrliche Axiom in Sicherheit zu bringen und jeglicher Debatte
zu entrücken. In Wirklichkeit aber sollte die wahre Kunstkritik gar nichts
anderes sein, als persönlich, so gewiß, als ja auch jede wahre Kunst etwas rein
115 Persönliches ist und nur in persönlichen Eigenschaften des Charakters, des
Gemüts und im persönlichen Erleben ihre verborgensten Quellen hat. Ist einer
tot, dann freilich..., dann wirft die Kunstkritik schleunigst diesen famosen
Grundsatz beiseite und wird persönlich. Aber dann ist es meistens schon zu
spät. Erstens weil dann die Professoren kommen (was immer ein Malheur ist)
120 und mit toten Dokumenten arbeiten. Und zweitens, weil dann die lebendi-
gen Zeugen, die aus unmittelbarer Anschauung psychologisch Schöpfenden
nicht mehr da sind. Wie viel wichtige Zeitgeschichte, wie viel rätsellösen-
des, unschätzbare Material geht so verloren. Wie aufklärend, wenn man von
einem Dichter sagen dürfte: er ist ein enger, habfüchtiger, neidischer Mensch,
125 voll Beschränktheit und kleiner Lafter. Oder von einem anderen: er hat eine
rein musikalisch-formale Begabung, aber er ist so grenzenlos dumm, deshalb
kann er euch nur ein paar Verse, aber nie eine Gestalt oder ein Weltbild geben.
Oder von einem Schauspieler: er ist verlogen, hinterlistig und voll Tücke, des-

130 halb spielt er die Biedermänner mit der heißen verſchwiegenen Sehneucht, für
einen ehrlichen Kerl zu gelten, ſo famos. Sein ganzes Spieltalent entſpringt
dem Wunſche, ſeinen Charakter zu verbergen, ſich zu verſtellen.

*

135 Gerhart Hauptmann iſt ſicher durch perſönliche Erlebniffe, durch Wandlungen
und Gefchehniffe perſönlicher Art zu dieſem Stück herabgeglitten. Und
hat's vielleicht deshalb gerade nicht bemerkt, daß er herabglitt. Wollte ich
in dieſer wichtigen Angelegenheit, in der wir dieſen plötzlichen Kräfteverfall
unſeres ſtärkſten Dramatikers betrachten, wollte ich dieſmal den lügen-
140 riſchen Grundſatz, an den ich ohnehin nicht glaube, beifeite laſſen, ich könnte
nichts Poſitives anführen, weil ich Hauptmann nicht nahe genug ſtehe, um
Einblick in ſein perſönliches Walten, in ſeinen Charakter zu haben. Aber ich
bin ſelbſt davon überzeugt, daß es irgendwie mit ihm nicht in Ordnung
iſt. Nicht mit ſeinem Weſen, denn an dieſes, an dieſe adelige Menſchlichkeit
Hauptmanns glaube ich. Wohl aber mit ſeinem Schickſal. Ein müder Mann?
Das Gerede von ſeiner Müdigkeit halte ich für Unſinn. Wenn man fünfund-
145 vierzig Jahre alt iſt, ſteht man in der Fülle der Kraft. Wo hätte ſie Gerhart
Hauptmann verbraucht? Er hat ohne Amt, ohne Berufsarbeit ſeit zwanzig Jahren
nur ſeinem Schaffen gelebt. Auf dem Lande, auf Reiſen. Von überall her
Anregung und Erfrischung empfangend. Dafür ſind ſechzehn Dramen keine
Arbeit, die einen Mann umwirft und ermüdet. Ein Jahr iſt lang, und wenn man
150 nichts anderes tut, kann einem produktiven Menſchen in zwölf Monaten doch
ein Stück gedeihen. Fertig? Ach, ich weiß, es gibt ſo viele ſchöne Seelen, die
immer gern ſchreien: der iſt fertig! Am liebſten hätten ſie, wenn alle ſchöpferiſchen
Geiſter »fertig« wären. Hauptmann hat ſo viele Gleife gelegt. »Die
Weber«, »Hannele«, »Florian Geyer« uſw., daß man nicht annehmen kann, er
ſei fertig. Sicher iſt nur, daß er dieſmal entgleiſt iſt. Und das erſcheint mir
155 bedenklich genug.

*

160 Es gibt noch andere Bedenken. Das leere, banale Vorwort, das er ſeinen gefam-
melten Werken in dieſem Winter mitgab. Dann das beängſtigend ſchlechte
Deutsch, das man in ſeinen kürzlich veröffentlichten Romanfragmenten
bemerkte. Vielleicht muß man trotz all ſeiner hohen Fähigkeit die Stellung,
die er einnimmt, jetzt revidieren. Er war ſo lange ein Wahrzeichen, war mehr
ein Begriff als eine Perſon. Hauptmann. Da mußte man für ihn, für die Sache
ſein, die ſeinen Namen trug. IN HOC SIGNO ... oder gegen ihn. Parteifahne.
165 Er war der große Sieg, der Anno 89 von den Modernen erfochten wurde.
Die Schlacht bei Hauptmann. Ein hiſtoriſcher Name. Königgrätz, Solferino,
Magenta ſind ja auch kleine Neſter. Und doch unſterblich. Hauptmann iſt
nicht klein. Aber die Schlacht bei Hauptmann iſt am Ende größer geweſen,
und wichtiger. Und jetzt tritt er uns auf einmal als er ſelbſt entgegen. Als
170 ein talentvoller Dichter, dem ein Luftſpiel jämmerlich verdarb. Das fromme
Wort der unentwegt Andächtigen: »O, Hauptmann, meine Zuverſicht!...«
wird allerdings für immer zunichte. Nehmt ihn, wie er iſt: ein Dramatiker

175 von Genie. Ein Dichter von Intuition, dem aber der feste Halt eines tiefen
künstlerischen Intellekts manchmal verfaßt ist. Trifft er's (von selbst), dann ist's
herrlich. Trifft er's nicht, dann ist es unrettbar. Und da er nirgendwo in fei-
ner Seele und in seinem Geist ehern ist, da seine Selbsterkenntnis nicht kalte
180 Augen, sein Wille zur Selbstentwicklung nicht stählerne Muskeln hat, brach
er uns endlich unter dem Prunkgewand des PONTIFEX MAXIMUS zusammen.
Seine Romanfragmente, sein Vorwort, sein Luftspiel sind Symptome, zeigen
einen kindlichen Poeten, dem die artistische Bewußtheit nicht gegeben ward.
Nehmt ihn, wie er ist. Und ihr habt nicht wenig.

*

185 Daß er gerade bei einem Luftspiel die Partie verlor, gerade hier so ganz ohne
Trümpfe blieb, ist am Ende die wichtigste Seite an der Sache. Das deutsche
Drama ist seit dem Kampf, der Anno 89 geführt wurde, befreit und erlöst.
Das deutsche Luftspiel ist nicht vorwärts gekommen. Seltsam, daß gerade der
Mann, auf den sich nach der Biberpelz-Komödie alle Hoffnung richtete, in
seinem ersten wirklichen Bemühen ein Luftspiel liefert, bei dem man fast ver-
190 fucht wird, Ludwig Fulda all die Herbheit abzubitten, mit der man seine süßen
Nichtigkeiten abwies. Wir sind im Luftspiel heute noch am selben Platz wie
89, haben Blumenthal, Kadelburg, Schönthan noch nicht überwunden. Die
Schlacht am Bischofsberg ist verloren. Und das moderne deutsche Luftspiel
noch nicht geschrieben.

Felix Salten.

BRIEF DES HERRN MORITZ HEIMANN AN MICH.

195 Auf Ihren Brief hätte ich Ihnen gleich geantwortet, und wohl auch ohne einen
solchen Ihnen geschrieben, wenn mir das Schreiben eines Briefes zur Zeit nicht
so arg zusetzte. Man hat Sie nicht falsch berichtet, aber ich nehme an, dass man
Ihnen auch den Grund dessen gesagt hat, was Sie meinen Groll nennen: es ist
200 Ihr Aufsatz über Hauptmann in der »Zeit«, die Ergänzung in der Schaubüh[n]e
bestätigt mir nur den Eindruck davon. Dass Sie ihn schrieben und wie Sie ihn
schrieben! Diese schlecht verhehlte Freude, diese falsche Gerechtigkeit, diese
Demaskierung – mit einem Wort – des kaltherzig berechneten leidenschaftlichen,
des politisierenden Journalismus, – alles dies hat mich bis in den Grund empört.
205 Sie fangen damit an, die Ereignisse der Premiere zu beschreiben, und schön,
anschaulich, mit aller wünsche[n]werten »Poesie« zu schreiben und sind gar
nicht dabei gewesen, – Ihre Freunde werden Ihnen, gefragt, sagen können, wie
sich da[s] macht. Doch ich will und kann mich nicht auf die Einzelheiten einlas-
sen und ich hoffe, dass auch Ihnen daran nichts liegt. Ich debattiere auch nicht
210 mit Ihnen über Hauptmann und sein Werk, ich habe in dem Artikel Sie gelesen
und das hat mich erregt; der Aufsatz von Kerr hat meinen Beifall gehabt (bis auf
eine Stelle) auch das soll Ihnen sagen, was der Ihre mir gesagt und getan hat.
Lassen Sie mich glauben, dass Sie nur eine Unklugheit getan haben; aber es
wäre nicht das erstemal, dass eine Unklugheit auch eine Unredlichkeit sein kann.
215 Wenn irgend wer Ihnen geraten hat, den Aufsatz zu publizieren, oder auch nur

nicht abgeraten hat, der hat Ihnen übel gedient, übler als ich in in diesem Augenblick.

Moritz Heimann

Wien-Heiligenstadt, 16. April 1907.

Lieber Herr Heimann

Sie bekommen meine Antwort erst heute, weil ich in diesen Tagen viel Wichtiges zu tun hatte. Und weil ich Ihnen nicht unter dem ersten Eindruck Ihres Briefes schreiben wollte.

Mir wurde kein Grund angegeben, weshalb Sie meinetwegen Ihr Herz ausschütten. Sondern Herr Jacobsohn schrieb: »Heimann hat mir den Groll ausgeschüttet, den er gegen und über Sie auf dem Herzen hat«. Das Wort »Groll« wiederholte ich dann einfach.

Herr Jacobsohn fügte hinzu: »Schreiben Sie ihm selbst, wenn Sie Wert darauf legen, der Sache auf den Grund zu gehen.«

Ich legte Wert darauf, und schrieb Ihnen. An meine Hauptmann-Kritiken dachte ich dabei gar nicht, denn die Wendung Jacobsohns »der Sache auf den Grund gehen« deutete mir nicht darauf hin. Ich setzte auch voraus, dass Sie vor einem offenen, mit aller Behutsamkeit, und – wie Sie wissen mussten – ohne Leichtsinn ausgesprochenen Urteil einige Achtung haben. Ein Irrtum, der nun aufgeklärt ist. Ich schrieb Ihnen, weil ich schon vor Monaten zu mehreren Leuten (darunter auch zu Wassermann und Trebitsch) geäußert hatte, Ihr Benehmen gegen mich während meiner letzten Berliner Zeit und nachher sei mir merkwürdig versteckt erschienen. Also schon lange vor den »Jungfern vom Bischofsberg«. Das deutete ich Ihnen auch in meinem Briefe ziemlich lesbar an, und glaubte, Sie würden die Ihnen also gegebene Gelegenheit, aufrichtig zu sein, benützen. Ein Irrtum, der jetzt gleichfalls aufgeklärt ist.

Ich antworte Ihnen ausführlich. Einfacher und kürzer könnte ich auf Ihren Brief entgegnen: »Ich bin kein Schurke, Tybalt, ich seh' Du kennst mich nicht – somit Lebewohl«. Aber es zeigt sich, dass solche Milde übel angebracht ist und dass Tybalt bald darauf dennoch niedergeschlagen werden muss. Deshalb antworte ich Ihnen lieber gleich ausführlich und erspare das Lebewohl für den Schluss.

Man braucht Ihren Brief nur neben meine Hauptmann-Kritiken zu legen und Ihre ganze Taktik enthüllt sich im Augenblick. Auch für diejenigen, die es nicht wissen sollten, dass ich von Anfang an jedes Werk Hauptmanns mit Bewunderung aufgenommen habe. Auch für diejenigen, die es weder aus meinen Schriften noch aus meiner persönlichen Bekanntschaft zu wissen vermögen, dass ich mich niemals gefreut habe, wenn irgendwo einem arbeitenden Manne ein Werk misslang. Und dass solche Freude meinem ganzen Wesen fremd ist.

Für jeden Unbefangenen sprechen es meine Hauptmann-Kritiken ohne alle Unterstimmen aus, dass ich die »Jungfern vom Bischofsberg« für schlecht halte. Nur diese. Dass ich aus Hauptmanns Prosa und aus eben diesem letzten Lustspiel den Eindruck empfang, er ermangle der Selbstkritik und der Fähigkeit des artistischen Arbeitens. Dass ich für das Misslingen dieses Lustspieles Ursachen suche,

die mir ausserhalb von Hauptmanns Person zu liegen scheinen. Vor allem aber,
 260 dass ich über diesen Einzelfall hinaus an Hauptmanns dichterische Bedeutung
 glaube, und meine Leser auffordere, über diesen Einzelfall hinweg der Bedeu-
 tung des ganzen Mannes eingedenk zu bleiben.

Sie beschuldigen mich dagegen einer »schlecht verhehlten Freude«. Dass heisst,
 Sie zögern keinen Augenblick es auszusprechen, dass Sie eine niedrige Gesin-
 265 nung bei mir annehmen. Darin liegt nicht nur eine Fälschung meiner Kritik;
 (denn Sie werden allen Leuten, die meine »Freude« nicht ausfinden können,
 lächelnd zu verstehen geben, dass Sie eben ein feineres Gehör haben, als andere
 Menschen) darin liegt auch eine Treulosigkeit gegen unseren persönlichen Ver-
 270 kehr. Denn nur, wenn Sie sich alles dessen entschlagen, was Sie im Umgang
 mit mir an mir kennen gelernt haben, sind Sie imstande einen solchen Vorwurf
 gegen mich zu erheben. Darin liegt aber auch schon die Bereitschaft, diesen per-
 sönlichen Verkehr künftighin zur Bekräftigung Ihres Briefes umzufärben und zu
 verleumden.

Viel deutlicher geht das Verhalten, zu dem Sie sich entschlossen haben, aus
 275 dem andern Vorwurf hervor, den Sie mir machen, aus der von Ihnen sorgfältig
 zugefeilten Formel vom »kaltherzig, berechnet leidenschaftlichen, politisieren-
 den Journalismus«. Was Sie hier begehen, ist weit schlimmer. Gerade Sie kennen
 mich genug oder sind doch – was dasselbe bleibt – verpflichtet, mich hinlänglich
 zu kennen, um zu wissen, dass ich nicht kaltherzig bin und dass, wenn Leiden-
 280 schaftlichkeit bei mir irgendwo zutage tritt, nicht die Spur einer Berechnung mit
 dabei ist. Gerade Sie wissen, warum ich als produktiver Mensch den Journalis-
 mus ausübe und wie ich ihn ausübe. Dass ich jemals politisierend meine Urteile
 gedrechselt hätte, ist aus meinem Lebe[n] kein einziges Mal ersichtlich. Trotz-
 dem werfen Sie mir diese Worte zu und vergreifen sich an mir, Sie – an mir, Sie,
 285 der den Journalismus mit solcher Mühe umwirbt – an mir, der ich von meinem
 Standpunkt aus mit Ihnen über Journalismus gar nicht zu reden brauchte; – Sie –
 an mir, der Sie sich damit begnügen, in gefahrlos verschwiegenen Zimmern ohne
 alle Verantwortung zu predigen und Klugreden zu halten, – an mir, der bestän-
 dig seine Haut zum Markte trägt.

Sie sprechen von einer politisierenden Absicht, und sagen dann: »Wenn irgend-
 290 wer Ihnen geraten hat, diesen Artikel zu publizieren u. s. w.« Sie haben also die
 Ansicht, dass man – ehe man sein Urteil publiziert, – sich dazu raten oder davon
 abraten lässt[.] Sie haben die Anschauung, dass man sich gemeinschaftlich dar-
 über einigt, etwa gruppenweise oder durch Klüngelinteressen zusammengeführt,
 295 darüber berät, ob es »klug« oder »unklug« ist, diese oder jene Ansicht zu publizie-
 ren, kurz, dass man hier nach einer gewissen gemeinsam beschlossenen Taktik
 vorgeht.

Ich habe von jeher meine Kritiken veröffentlicht, ohne sie vorher irgend einem
 300 Menschen zu zeigen, auch ohne zu bedenken, ob mir das, was ich sage, Freunde
 oder Feinde, Nutzen oder Schaden bringt, habe von jeher dieses Verfahren –
 wenn man nur seine aufrichtige Ueberzeugung sagt – für das einzig mögliche

gehalten, und stehe nun voll Erstaunen vor einer Denkweise, die mir übrigens sehr viel Licht über Ihren ganzen Brief verbreitet.

305 Sehen Sie, lieber Herr Heimann, aus diesem Schluss Ihres Briefes, aus Ihren Worten, die Sie im Vollton bedauernder Wohlmeinung aussprechen, raucht mir etwas entgegen, was mir zuwider ist. Hier haben Sie sich ganz unwillkürlich etwas entschlüpfen lassen, und Ihr Brief wird dadurch auf einmal zu einem Dokument gestempelt.

310 Sie durften sich's – vielleicht – erlauben und von einer Unklugheit sprechen, wenn Sie es nämlich annehmen, dass es ein Ziel des Klugen sein muss, mit seiner Meinung einflussreichen Personen zu gefallen. Aber Sie durften nicht – auch nicht vermutungsweise – von einer Unredlichkeit sprechen. In meinem ganzen Leben, in meiner ganzen publizistischen Tätigkeit ist nichts vorhanden, was Ihnen ein Recht dazu gibt. Wenn Sie es trotzdem tun, dann ist es eben Ihre Gesinnung gegen mich, die nach einem schmähenden Ausdruck langt, die aber ihrem Schimpf gerne den Anschein einer höheren Gerechtigkeit geben möchte. Leider kann ich Ihnen solchen Luxus nicht gestatten. Und ich habe für das Wort Unredlichkeit nur die eine Entgegnung: Frechheit.

320 Sie werfen mir vor, ich hätte die Premiere »beschrieben« ohne dabei gewesen zu sein. Diesem Vorwurf liesse sich selbst dann begeben, wenn ich den Abend beschrieben hätte. Ich habe jedoch aus Berichten, die übereinstimmend in allen Zeitungen zu lesen waren, wie nach absolut glaubwürdigen Privatnachrichten in knapp zehn Zeilen konstatiert, dass dieser Vorfall sich ereignet hat. Mehr nicht. Dieser laute und überall besprochene Vorfall bildete den äusserlichen Ausgangspunkt meines Artikels. Deshalb musste dieser Vorfall auch am Anfange des Artikels konstatierend erwähnt werden. Das ist eine Sache der Technik, von der ich allerdings glaube, dass Sie sie nicht verstehen. Ich bin aber gar nicht mehr im Zweifel darüber, dass Sie den Unterschied zwischen Beschreiben und Konstatieren diesmal absichtlich verwechseln. Und ich weiss, dass Sie mala fide handeln, wenn Sie mir zumuten, (Sie mir) ich hätte nach einem Berliner Theaterskandal geschnappt, um ihn zum Gegenstand einer »Schilderung« zu machen!

330 Damit allein aber geben Sie sich nicht zufrieden. Sie müssen noch sagen, ich hätte »schön« »anschaulich« beschrieben, müssen das Wort Poesie unter Anführungszeichen setzen und hoffen dabei, das werde mich treffen, weil es gegen Dinge in mir gerichtet ist, die mir am wertvollsten sind und von denen im Umkreis meiner Tagesarbeit sprechen zu lassen, mir empfindlich sein kann. Hier brechen Sie mit Vorbedacht und mit Hohn in die Intimität meines Wesens ein, um mich desto sicherer zu verletzen. Dieser dreiste Griff an die geistigen Schamteile und Zeugungsorgane eines andern ist so widerwärtig, so durch nichts entschuldbar, dass ich ih[n] hier nur feststelle und weiter nichts drauf sage.

340 Ihr ganzer Brief ist lediglich eine Spekulation auf meine Gutmütigkeit. Hätten Sie mich nicht für so gutmütig gehalten, Sie hätten es nie versucht, mich mit dieser wohlfeilen Literaten-Psychologie zu dupieren.

345 Sie haben irgend ein dumpfes Gefühl gegen mich, das ich bei Ihren Jahren und in Ihrem Zustande schliesslich begreife, und das ich bezeichnen könnte, wenn

ich wollte. Die absolute Wahrheit meiner Hauptmann-Kritiken reizt gewisse Empfindlichkeiten und Instinkte in Ihnen, die ich gleichfalls bezeichnen könnte.

Aber Sie schweigen. Trotzdem unser Umgang Ihnen jede Handhabe bietet, offen mit mir zu sein und (wenn Sie mich einmal sachlich im Unrecht glauben) sachlich und anständig zu mir zu kommen und mit mir zu reden .. trotzdem schweigen Sie gegen mich und »schütten anderen Ihr Herz aus«. Erst als ich davon höre und in einem erklärlichen Reinlichkeitsbedürfnis Sie gradeaus frage, – erst dann bequemen Sie sich zu einer direkten Aeusserung. Dabei jedoch wollen Sie vor mir verheimlichen, was in Ihnen vorgeht, möchten aber trotzdem als ein aufrichtiger und freimütiger Mann vor mir erscheinen.

Und so schreiben Sie diesen Brief, der freimütig aussehen soll, geben sich als den Rechtschaffenen und Wackeren: Nicht etwa, dass Sie keine Kritik vertragen .. Gott bewahre! Bis auf eine Stelle (ich könnte diese Stelle nennen) hat Kerr Ihnen »Beifall« gehabt. Nicht, dass ich etwas gegen Hauptmann zu sagen wagte, beanstanden Sie .. behüte! Sie debattieren nicht mit mir über Hauptmann. Sie machen es viel geschickter: Sie sprechen über mich. Weil Sie gegen meine künstlerischen Argumente unfähig sind etwas vorzubringen, muss ich es sein, meine ganze Person, wogegen Sie sich wenden. Hier können Sie sich die Argumente sparen, (meinen Sie), und beweislos den Schreiber beschimpfen, da gegen das Geschriebene nicht gut anzukämpfen ist. Gelingt es nur, den menschlichen Wert des Kritikers zu vernichten[,] dann ist auch seine Kritik entwertet und kann aus der Hauptmann-Debatte ohne weiteres ausgeschaltet werden.

Sie verfahren dabei wirklich sehr schlau, gebrauchen »feine« Worte und Wendungen, nehmen einen »höheren« Standpunkt ein, damit der meinige tiefer erscheine. Sie geben sich eine edle Haltung, indem Sie eine kerzengerade Sache auf eine pfäffische Weise verdrehen. Sie sind salbungsvoll, gerecht und fromm, damit Sie Recht behalten und ich im Unrecht bleibe.

Wenn einer von uns beiden der Politisierende gewesen ist[,] dann sind Sie das, mein lieber Herr Heimann! Und es wäre mir nicht schwer, jetzt die Offensive zu ergreifen, und Ihnen zu beweisen, Ihnen Punkt für Punkt nachzurechnen, dass Sie lange schon, immer und überall politisierende Kleinliteratur und literarische Politik betreiben und betrieben haben. Denn jetzt ist mir doch über viele Dinge, besonders aber über dieses unverantwortliche, behutsam rückversicherte Predigertum ein Licht aufgegangen.

Sie haben die Sache mit mir sehr klug angefangen, aber es war doch recht töricht von Ihnen, gar so klug sein zu wollen. Sie haben mich für gutmütig gehalten und damit nicht schlecht geurteilt. Nur dass ich jetzt meine Gutmütigkeit doch ein wenig zu zügeln verstehe, was Sie freilich nicht voraus wissen konnten. Ihnen war nur bekannt, dass ich in meinem Leben schon oft von Gehässigkeit, verletzten Eitelkeiten und geschädigten Cliques-Interessen wütend angefallen worden bin, und niemals so viel Ernst für derlei Dinge aufgebracht habe, um sie energisch abzuwehren. Jetzt aber bin ich zu der Ueberzeugung gelangt, dass es ein Unrecht war, mir von den Leuten, denen meine Kritik wider den Strich ging, Böswilligkeiten bieten zu lassen. Ich habe nachgerade genug von diesem Spiel und bin

390 fest entschlossen, es nicht mehr zu dulden, wenn sich Literaten-Schmähsucht an
 mir vergreifen will, es nicht mehr zu dulden, wenn ein Einbruch in mein Wesen
 versucht wird[.] Sie sind jetzt der erste, den ich wieder einmal dabei abfasse.
 Ich lege den Akt Heimann so wie er ist (meine Artikel, Ihren Brief, meine Antwort)
 zur Feststellung des Sachverhaltes für künftige Geschehnisse und zur persönli-
 395 chen Aufklärung für diesen jetzigen Vorfall in die Hände einiger mir wertvoller
 Menschen.
 Mit Ihnen selbst bin ich fertig, und schliesse meine Privatkorrespondenz mit
 Ihnen ein für allemal. Sollten Ihnen weitere Auseinandersetzungen mit mir
 erwünscht sein, dann verweise ich Sie vor die Oeffentlichkeit. Was Sie dort vor-
 400 bringen, werde ich anhören, und Ihnen eben dort entgegen. Die Bequemlichkeit
 der Hintertreppe und die Gefahrlosigkeit des Literaten-Schwatzes, kurz diesen
 ganzen Komfort, den sich Menschen in Ihrer Lage auf Kosten anderer so gerne
 gestatten, kann ich Ihnen zu meinem Bedauern nicht zubilligen.

© CUL, Schnitzler, B 89, B 1.

Brief, 1 Blatt, 1 Seite, 15268 Zeichen
 maschinell

Handschrift: schwarze Tinte (Unterschrift)

Beilagen: 1) Zeitungsausschnitt, 1 Blatt, 2 Seiten 2) maschineller Durchschlag einer Abschrift eines Brie-
 fes von Moritz Heimann, 1 Blatt, 1 Seite 3) maschineller Durchschlag eines Briefes von Salten an Moritz
 Heimann, 8 Blatt, 8 Seiten, paginiert: »2«-»8«, teilweise minimale Korrekturen mit schwarzer Tinte, die in
 der Wiedergabe übernommen sind

Ordnung: mit Bleistift von unbekannter Hand nummeriert: »228«

³ *Fall Heimann*] Siehe A.S.: *Tagebuch*, 25. 3. 1907.

⁵ *sehen wir uns bald*] Nachweisbar sahen sie sich am 29. 4. 1907 wieder.

⁸ *Feuilleton.*] Felix Salten: *Der Fall Hauptmann*. In: *Die Zeit*, Jg. 6, Nr. 1576, 12. 2. 1907, Morgenblatt, S. 1–2.

⁷⁵ *Parenthefe*] im Druck steht »Paranthese«

⁷⁹ *Gerhart ... Theater*] Die Argumentation über das Scheitern der *Jungfern vom Bischofsberg* hat an dieser
 Stelle einige Ähnlichkeit mit der Debatte über das Stück *Der Schleier der Beatrice* von Schnitzler, das Paul
 Schlenther im Frühjahr 1900 für das *Burgtheater* abgelehnt hat. In dem von Salten maßgeblich betriebenen
 öffentlichen Protest der Theaterkritiker heißt es: »Wir stellen die Qualitäten dieses Werkes in dem vorlie-
 genden Falle gänzlich außer Discussion und lassen ebenso die allenfalls naheliegende Frage unerörtert, ob
 ein Stück von Arthur Schnitzler nicht auch dann einen gewissen Anspruch darauf hat, der Oeffentlichkeit
 und der Kritik im Verlaufe zweier Jahre vorgeführt zu werden, wenn es (ERROR POSSIBILIS) der Meinung des
 Directors zufolge zweifelhafte Erfolgsaussichten besitzt.« Bahr/Schnitzler, T030017.

⁹⁶ *jederzeit ... treten*] In Erneuerung einer Umfrage von Hermann Bahr (siehe Arthur Schnitzler an Hermann
 Bahr, Antwort auf eine Umfrage, 15. 2. 1899) fragte Alfred Holzbock im *Tag*, ob Autoren sich bei Aufführun-
 gen auf die Bühne stellen sollten. Gerhart Hauptmann wird zitiert mit: »Ich bin jederzeit bereit, zwar nicht
 vor das Publikum, wohl aber vor mein Werk zu treten.« (*Der Hervorruf und unsere dramatischen Autoren*. In:
Neues Wiener Journal, Jg. 15, Nr. 4470, 1. 1. 1907, S. 15).

¹⁶⁰ *Romanfragmenten*] nicht ermittelt

¹⁶⁴ *In hoc signo*] lateinisch: in diesem Zeichen

¹⁹⁵ *Brief ... Heimann*] Schnitzler kannte den Brief (zumindest dem Inhalt nach) bereits am 25. 3. 1907.

²⁰⁰ *Ergänzung*] Felix Salten: *Der Fall Brahm*. In: *Die Schaubühne*, Jg. 3, Nr. 9, 28. 2. 1907, S. 221–225.

²¹¹ *Aufsatz von Kerr*] Alfred Kerr: »*Die Jungfern vom Bischofsberg*.« *Lustspiel von Gerhart Hauptmann*. *Erstauf-
 führung im Lessing-Theater*. In: *Der Tag*, Nr. 64, 5. 2. 1907, S. [1–2].

²¹⁹ 6] Die Ziffer »6« wurde mit schwarzer Tinte, wohl von Salten, durch Ergänzung eines Oberstrichs aus der
 getippten »0« gebildet.

329 *mala fide*] lateinisch: bösen Glaubens

Erwähnte Entitäten

Personen: Hermann Bahr, Albert Bassermann, Oskar Blumenthal, Otto Brahm, Ludwig Fulda, Gerhart Hauptmann, Moritz Heimann, Georg Hirschfeld, Alfred Holzbock, Siegfried Jacobsohn, Gustav Kadelburg, Alfred Kerr, Sigmund Lautenburg, Max Reinhardt, Peter Rotenstern, Felix Salten, Paul Schlenther, Franz von Schönthan-Pernwald, Siegfried Trebitsch, Jakob Wassermann

Werke: ?? [Romanfragmente von Gerhart Hauptmann], Der Biberpelz. Eine Diebskomödie, Der Fall Brahm, Der Fall Hauptmann, Der Hervorruf und unsere dramatischen Autoren, Der Schleier der Beatrice. Schauspiel in fünf Akten, Der Tag, Der Tag, Die Jungfern vom Bischofsberg. Lustspiel, Die Schaubühne, Die Weber. Schauspiel aus den vierziger Jahren, Die Zeit, Florian Geyer. Die Tragödie des Bauernkrieges, Geleitsworte, Gesammelte Werke in sechs Bänden, Hanneles Himmelfahrt. Traumdichtung in zwei Teilen, Neues Wiener Journal, Romeo and Juliet, Tartuffe, Vor Sonnenaufgang, »Die Jungfern vom Bischofsberg.« Lustspiel von Gerhart Hauptmann. Erstaufführung im Lessing-Theater

Orte: Berlin, Deutsches Theater Berlin, Heiligenstadt, Hradec Králové, Magenta, Solferino, Wien

Institutionen: Burgtheater, Lessing-Theater

QUELLE: Felix Salten an Arthur Schnitzler, 20. 4. 1907. Herausgegeben von Martin Anton Müller und Laura Untner. In: *Arthur Schnitzler: Briefwechsel mit Autorinnen und Autoren*. Digitale Edition, <https://schnitzler-briefe.acdh.oeaw.ac.at/L03438.html> (Stand 18. September 2024)